

Kant und die Transzendentalphilosophie

Vortrag von Dr. Gerhard Stamer am 11.4.2007 im Leibnizhaus

Guten Abend!

Es sind nicht nur historische Gründe, sondern in erster Linie aktuelle, weswegen ich diese Reihe von Vorträgen über die Erkenntnis halte. Dies möchte ich mit einigen Thesen zum Ausdruck bringen, die ich an den Anfang des Vortrags stelle.

Vorbemerkungen

1.

Warum Theorie der Erkenntnis? Aus dem gleichen Grund wie bei Kant. Wenn Erkenntnis nicht begründet ist, ist auch richtige Erkenntnis nicht begründet und der Relativismus, der Sumpf aller Kultur, breitet sich aus. Jede Kultur verliert dann ihre Struktur, ihre Richtung, die Orientierung, was richtig und was falsch ist. Daher ist die Theorie der Erkenntnis unverzichtbar.

2.

Eine Theorie der Erkenntnis ist gerade heute – wo die Technik bis zur Hirnforschung vorgedrungen ist – nötig, um deutlich zu machen, dass das Bewusstsein, d.h. die bewusste Erkenntnis das Primäre gegenüber dem Gehirn ist. Es ist unser bewusstes Sein, unser Erkennen, dass das Gehirn zum Gegenstand der Untersuchung macht, nicht umgekehrt das Gehirn unser bewusstes Erkennen. Wüssten wir nicht, dass wir ein Bewusstsein besitzen, würden wir im Gehirn nicht nach ihm suchen. Im Gehirn ist kein Bewusstsein zu entdecken. Das Bewusstsein besitzt eigene Strukturen, die im Gehirn nicht vorkommen. Der enge Zusammenhang zwischen Bewusstsein und Gehirn ist kein Gegenbeweis. Wie der lebende Organismus mehr ist als die Summe seiner Teile, so ist das Bewusstsein mehr als die Bedingungen, unter denen es möglich ist. Die Bedingungen, die es möglich machen, enthalten so wenig das, was das Bewusstsein ausmacht, wie der Kupferdraht das Licht, das er in der Glühlampe erzeugt.

3.

Unser bewusstes Sein ist unsere Präsenz. Ohne Bewusstsein – und das heißt auch ohne die Autonomie des Bewusstseins – sind wir buchstäblich nicht da, nicht als Menschen da. Die Tendenz, dem Menschen die Autonomie des

Bewusstseins und des Erkennens abzusprechen – wie es von Vertretern der Hirnforschung getan wird – läuft darauf hinaus, unter dem Deckmantel fortgesetzter Aufklärung unser Dasein zu unterminieren, d.h. aller Aufklärung den Boden zu entziehen.

4.

Unser allgemeines Wissen über Erkenntnis ist außerordentlich zurückgeblieben – und das in einer Zeit der Forcierung der technischen Intelligenz. Wir brauchen Lehrbücher in der Schule über Erkenntnis. So wie wir in der Chemie etwas lernen über Elemente und deren Verbindungen und Eigenschaften, in der Physik etwas über Kräfte und Bewegung, in der Biologie über das Leben und sein Gestalten, so ist es nötig, dass wir etwas über die Erkenntnis lernen, denn Erkenntnis ist für die Spezies homo sapiens die ihn kennzeichnende, seine Seinsweise begründende und daher fundamentale Verbindung mit der Natur um uns: ohne Erkenntnis sind wir keine Menschen. Ohne über Erkenntnis etwas zu wissen, verstehen wir uns selber nicht und sind im Verhältnis zu uns selber Analphabeten.

Kants Erfassung des Geistigen

Mit diesem Vortrag eröffne ich eine Reihe von 4 Vorträgen über das Thema der Erkenntnis. Darstellen möchte ich, wie sich in den vergangenen 2 Jahrhunderten die geisteswissenschaftlichen Methoden entwickelt haben, wie das Wissen um das Geistige zugenommen hat. Die letzten beiden Jahrhunderte waren nicht nur ein Fortschritt der Technik und der Naturwissenschaften, sondern auch einer der Geisteswissenschaften. Insofern sind diese Vorträge auch ein Beitrag zum Jahr der Geisteswissenschaften, das Bundesministerin Schavan ausgerufen hat. Das Besondere dieser Reihe wird darin bestehen, dass ich die verschiedenen Denker und ihre Methoden nicht in der Weise diskutiere, dass ich ihre Differenzen aufzeige und sie miteinander konfrontiere. Sicherlich gibt es Unterschiede zwischen ihnen, aber aus einer distanzierten Sicht lässt sich doch erkennen, dass sie einem gemeinsamen Bemühen, das Geistige zu erfassen, gedient haben. Das möchte ich darstellen.

1. Geschichte

Erkenntnis: Was ist das? Das ist die Frage, auf die ich in den Vorträgen dieser Reihe eingehen möchte. Die Frage nach der Erkenntnis ist eine, wenn nicht die

Grundfrage nach der Philosophie überhaupt. Im antiken Griechenland – längst vor Sokrates – wird die Frage nach der Erkenntnis aufgeworfen. Ob das *Apeiron*, das Unbegrenzte des Anaximander (um 611-546 v. Chr.), ob die Bedeutung der *Zahlen* bei den Pythagoreern (um 570-500 v. Chr.), der *Nous* bei Anaxagoras (500-425 v. Chr.), der *Logos* bei Heraklit (550-480 v. Chr.), selbst das *Sein* des Parmenides: es sind alles Ausdrücke für die Entdeckung, dass es neben der Erkenntnis aller der Dinge in Raum und Zeit auch noch die Erkenntnis der Erkenntnis gibt. Platon steht bereits auf einer hohen Stufe der Entfaltung der Frage nach der Erkenntnis. Das heißt: Die Erkenntnis ist für ihn bereits problematisch geworden. Im Dialog Theaitetos beispielsweise lässt Platon den Gesprächspartner von Sokrates vier Definitionen der Erkenntnis geben, die allesamt widerlegt werden. Erkenntnis lässt sich nicht durch Aufzählung der Phänomene erklären, die erkannt werden; und sie ist weder durch Wahrnehmung noch durch richtige Meinung, aber auch nicht durch Erklärung zu begründen. All dies kann nicht die Objektivität, also die Gültigkeit von Erkenntnis, die über das Subjektive hinausgeht, erklären. An anderer Stelle gibt Platon seine Antwort: in der „Politeia“, dem „Staat“, wo er seine Ideenlehre in großartigen Gleichnissen und Analogien entwirft.

Alle die genannten Denker der griechischen Antike sind sich darin einig, dass Erkenntnis keine subjektive Verrichtung der Menschen in einer geistlosen Welt ist, sondern dass die Erkenntnis, zu der die Menschen fähig sind, ihren Grund in der Welt besitzt, die geistig gestaltet ist.

Mit Descartes – wenn ich hier dem allgemeinen Schematismus in der Philosophiegeschichte folge – bekommt die Frage nach der Erkenntnis eine Wendung. Descartes' Philosophie ist Ausdruck dafür, dass die gegebene Welt angesichts der Auflösung des traditionellen aristotelischen Weltbilds nicht mehr als gesichert angesehen werden kann. Alles kann bezweifelt werden, nicht aber mein Zweifeln, d.h. mein Denken, während ich zweifle. *Cogito ergo sum* ist die berühmte Formel für diese neue Sicht der Dinge. Die Erkenntnis wird prinzipiell aus der Sicht des sie leistenden Denkens angesehen. Damit aber taucht eine neue Frage auf: Was macht das Denken, wenn es denn als eine eigenständige Aktivität der menschlichen Subjekte angesehen wird, mit der gegebenen Welt kompatibel? Wenn das Denken, das Erkennen, eine einseitige Tätigkeit der erkennenden Subjekte ist, wie ist es dann möglich, dass die Welt sich erkennen lässt? Warum fügt sich die Welt unserer Erkenntnis? Warum lässt sie unsere Bemühungen nicht abtropfen wie das Wasser von einem fettigen Schafspelz? Wie schafft das Denken die Verbindung mit der Außenwelt?

2. Reflexion

Das war die erste Annäherung an unser Thema. Ich nehme einen zweiten Anlauf, den ich ganz allgemein umreißen möchte. Erkenntnis ist zunächst ein Mittel der Menschen, das eigene Leben zu sichern, die Bedürfnisse zu befriedigen und sich in der Welt zu orientieren. Auf diese Weise hat sich die Erkenntnis entwickelt. Sie war nach außen gerichtet, auf die Natur, es ging um die Erkenntnis der Dinge in der Welt. So bildeten sich allmählich in speziellen Betätigungszweigen lehrbare und überlieferbare Erfahrungen heraus, bis hin zu einer systematischen Naturerkenntnis. Technische Fähigkeiten und die damit verbundenen Erkenntnisse entstanden zugleich. Nicht viel später – so lässt sich annehmen – entwickelten sich die mathematischen Erkenntnisse. Wir lernen alle den Satz des Pythagoras in der Schule. Und schließlich traten auch schon früh in der Geschichte Fragen nach dem Ursprung von allem auf, nach der Geordnetheit des Ganzen, des Kosmos, des Göttlichen. In allen diesen Fällen, der Erkenntnis der Natur, des Technischen, des Mathematischen, des Göttlichen hatte die Erkenntnis eine bestimmte Richtung: von den Subjekten der Erkenntnis auf etwas, das es in der Welt gibt. Sie war gerichtet wie ein Lichtstrahl: von der Quelle, der Lampe zu dem Gegenstand hin, auf den das Licht fällt. Das ist gewissermaßen die natürliche Einstellung aller Erkenntnis: bis heute. Unsere Erkenntnis richtet sich auf Dinge in der Welt.

Die Erkenntnis selber, was denn Erkenntnis sei, wird in dieser Einstellung kein Thema, treffender: dieses Thema wird gar nicht wahrgenommen. Aber mit der Entstehung der Philosophie kommt diese Naivität theoretisch an ihr Ende, aber praktisch existiert sie bis heute. Von ihren Anfängen an ist Philosophie die Frage nach der Wahrheit – bei Parmenides – oder nach dem Logos, der die Welt durchwaltet – wie bei Heraklit. Die Erkenntnis wird selbst zum Thema. Die Erkenntnis macht sich selbst zum Gegenstand der Erkenntnis. Was geschieht dabei? Erstens, sie verändert ihre Blickrichtung. Sie richtet sich nicht mehr wie der Lichtstrahl von ihrer Quelle aus auf einen ihr gegenüberliegenden Gegenstand. Sie muss ihre Blickrichtung umwenden – um sich selbst zum Gegenstand zu machen. Aber – und das ist das zweite – sie wird damit zu keinem Gegenstand: ein Gegenstand kommt in Raum und Zeit vor, Erkenntnis ist aber in Raum und Zeit nicht wahrnehmbar, sie findet statt, während wir Gegenstände erkennen. Sie ist das, was wir nicht erkennen, während wir erkennen. Sie liegt gewissermaßen immer in unserem Rücken. Selbst wenn sich die Erkenntnis auf Mathematisches richtet oder auf das Göttliche, so erfolgt das zunächst mit der Einstellung, es handle sich um etwas in der Welt Gegebenes, etwas, das in der

Welt vorhanden ist in dem Sinne, dass es unserer Erkenntnis in ihrer ursprünglichen Einstellung gegenübersteht.

Mit der Philosophie beginnt jedoch – spätestens mit Platon – die Erkenntnis der Erkenntnis. Die Erkenntnis wird selbst als eine Dimension der Wirklichkeit wahrgenommen. Aber Erkenntnis der Erkenntnis, wie ist das möglich? Die Erkenntnis muss sich dabei auf sich selbst beziehen, sie muss sich zurückbeugen auf sich selbst. Sie muss ihre Richtung um 180 Grad drehen. Ist das überhaupt möglich? Wie sollte Erkenntnis der Erkenntnis möglich sein, da die Erkenntnis zwar die Bedingung der Erkenntnis aller Phänomene in der Welt ist, aber selbst nie ansichtig wird? Erkenntnis lässt sich nicht vergegenständlichen. Sie ist nicht anschaulich gegeben. Wir haben keine sinnliche Wahrnehmung von ihr. Sie ist geradezu das Unsinnliche. Aber sie besitzt ja eine Realität, denn wir können nicht leugnen, dass wir über Erkenntnis verfügen.

3. Kopernikanische Wende

Immanuel Kant ist der Philosoph, der die Erkenntnis der Erkenntnis auf eine systematische, wissenschaftliche Stufe gehoben hat. Keine Frage, dass es vor Kant, wie ich sagte, seit Anbeginn der Philosophie, die Reflexion auf Erkenntnis gab, aber sie blieb eine relativ unsystematische Angelegenheit, nicht zu vergleichen mit den naturwissenschaftlichen und mathematischen Methoden, die sich seit Aristoteles entwickelten. Erst mit Kant erhält die Erkenntnistheorie einen festen Boden. Die Methode für die Grundlegung der Erkenntnistheorie nennt Kant Transzendentalphilosophie. Und er definiert sie folgendermaßen:

„Ich nenne alle Erkenntnis transzendental, die sich nicht [...] mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, insofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt. Ein System solcher Begriffe würde Transzendentalphilosophie heißen.“ (KrV B 25)

Kant steht am Ende des Mittelalters, an der Schwelle zur Neuzeit. Er überblickt die unentwegten Auseinandersetzungen, die es bis zu ihm hin über die Erkenntnis gegeben hat. Im Mittelpunkt stand immer der Streit zwischen den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, die methodisch ohne die Annahme Gottes auskamen und der religiösen Tradition, für die Gott die Substanz und die Wahrheit darstellte. Er zitiert in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft“, veröffentlicht 1781, den Wirrwarr zwischen Metaphysik, Skeptizismus, Empirismus und Indifferentismus, der sich in verschiedenen weltanschaulichen Ausformungen ausgebreitet hatte, um die eigene Aufgabe zu bestimmen. Es erginge unter diesen Bedingungen an die Vernunft die Aufforderung

„das beschwerlichste aller ihrer Geschäfte, nämlich das der Selbsterkenntnis auf neue zu übernehmen und einen Gerichtshof einzusetzen, der sie bei ihren gerechten Ansprüchen sichere, dagegen aber alle grundlosen Anmaßungen, nicht durch Machtsprüche, sondern nach ihren ewigen und unwandelbaren Gesetzen, abfertigen könne, und dieser ist kein anderer als die *Kritik der reinen Vernunft* selbst.“ (KrV A XI f.)

Mit diesem Pathos der Aufklärung beginnt Kant sein gigantisches Werk der Begründung und Begrenzung des menschlichen Vernunftgebrauchs.

Kant nimmt die von Descartes eingeschlagene Richtung auf. Dieser Ansatz ist als die berühmte Kopernikanische Wende in die Geschichte der Erkenntnistheorie eingegangen. Zwar bezieht er sie auf die Metaphysik als einen Bereich der Erkenntnis, aber sie lässt sich auch grundsätzlich über das Phänomen der Erkenntnis selbst aussagen: Ebenfalls in der Vorrede zur „*Kritik der reinen Vernunft*“ heißt es:

„Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, [...] gingen unter dieser Voraussetzung zunichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht [...] damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten, [...]. Es ist hiermit ebenso, als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.“ (KrV B XVI)

4. Erkenntnis als Arbeit

In der Kopernikanischen Wende wird der Mensch als der sich bewegende, als der Tätige verstanden. Das ist Kants genereller Ausgangspunkt. Erkenntnis muss als Leistung der menschlichen Subjekte verstanden werden. Mit dem Aufkommen der modernen Gesellschaft, in der der Mensch sich als derjenige begreift, der durch seine Tätigkeit die Bedingungen seines Lebens gestalten kann, einer Welt, in der sich durch die menschliche Aktivität Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft entwickelt, erkennt Kant, dass auch das Erkenntnisvermögen eines der ursprünglichen Aktivitäten des Menschen ist. Erkenntnis ist nichts, was von außen in den Menschen hinein gelangt, sondern etwas, das durch menschliche Tätigkeit, ja man kann mit gutem Recht von Arbeit sprechen, zustande kommt. In der Einleitung zur „*Kritik der reinen Vernunft*“ wird dann der Ausgangspunkt aller Erkenntnis auch als Arbeitsvorgang beschrieben. Beachten Sie bitte die Tätigkeitsworte, die Kant in diesem Abschnitt gebraucht:

„Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst *zur Ausübung erweckt* werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne *rühren* und teils von selbst Vorstellungen *bewirken*, teils *unsere Verstandestätigkeit* in

Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt?“ (KrV B 1, Hervorhebung durch G.S.)

In der Weise fortfahrend, analysiert Kant das gesamte Erkenntnisvermögen des Menschen als Arbeitsvermögen. Sie können auch sagen: als Produktionsstätte. Das Erkenntnisvermögen ist ein Apparat, der bestimmte Produkte erzeugt: vor allem Begriffe, Urteile und Schlüsse. Durch sie bildet er Erkenntnisse.

Unter dem Aspekt eines Arbeitsgeräts betrachtet Kant das Erkenntnisvermögen folgerichtig auch als ein einheitliches Gebilde. Das Erkenntnisvermögen zerfällt nicht in verschiedene Bereiche, die nichts miteinander zu tun hätten, etwa in Mathematik und Lyrik. Es gelingt Kant in seiner kritischen Analyse des Erkenntnisvermögens weitgehend, einen Punkt zu erfassen, in dem die Bereiche menschlichen Seins zusammenlaufen: das menschliche Erkenntnisvermögen.

Ich möchte den Ansatz von Kant plastischer machen. Erkenntnis, Denken ist eine Angelegenheit, die die erkennenden Menschen verrichten. Nicht der Baum tut etwas, wenn wir ihn erkennen, wir sind es, die den Eindruck unserer Sinne vom Baum zu einer Wahrnehmung zusammenfassen. Und so bei allen Erkenntnissen: Wir sind es, die die Sinneseindrücke zu einem einheitlichen Zusammenhang zusammenfügen und der jeweiligen Sache ihren Begriff geben. Auch der Begriff steht nicht wie ein Etikett an den Dingen. Wir geben ihn den Dingen. Auch ist es unsere Berechnung, die wir bei den Umlaufbahnen der Planeten vornehmen; es ist nicht davon auszugehen, dass in jedem Planeten ein Navigator sitzt, der den Planeten auf Kurs hält. Es ist nicht der Stein, der fällt, der berechnet, dass er auch dem Fallgesetz gemäß falle. Er tut es, wir sind es, die das berechnen, was das Gesetz ist, unter dem er dies tut. Die Erkenntnis ist also etwas, das von den erkennenden Subjekten geleistet wird. Deshalb bedarf es der Analyse, wie das Erkenntnisvermögen dies leistet. Welche Arbeit verrichtet das Erkenntnisvermögen, um diese Leistung zu vollbringen? Kant nimmt gewissermaßen das Erkenntnisvermögen auseinander, natürlich nur in analytischer Absicht. Er zerlegt bildlich gesprochen das Erkenntnisvermögen in seine Teile. Er unterscheidet Sinnlichkeit und Verstand, Verstand und Vernunft, theoretische und praktische Vernunft, Einbildungskraft und Urteilskraft, a priori und a posteriori, Phänomenon und Noumenon und so weiter. Sein ganzes Werk ist eines des ununterbrochenen Unterscheidens – und des ununterbrochenen Aufzeigens der Zusammenhänge des zuvor Unterschiedenen. Mit dieser diffizilen Analyse arbeitet Kant akribisch die Komplexität des Erkenntnisvermögens heraus. Ausgangspunkt seiner Analyse ist der unbestreitbare Tatbestand der Erkenntnis. Ausgehend von diesem Tatbestand

fragt er danach, welches die Bedingungen sind, die die verschiedenen Formen der Erkenntnis möglich machen. Er fragt, um es in den Worten Kants auszudrücken, nach den Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis, nach den Bedingungen der Möglichkeit dessen, was unleugbar existiert. Das heißt; ausgehend von dem, was ist, wird danach gefragt, was zwingend vorausgesetzt werden muss, damit das, was ist, erklärbar ist. Das genau ist Transzendentalphilosophie.

5. Die drei Kritiken

Den Gewinn der Analyse, die Kant vornimmt, möchte ich an der Unterscheidung der drei Kritiken von Kant deutlich machen. Die drei Kritiken folgen in ihrer Aufteilung der Unterscheidung von drei grundsätzlich verschiedenen Urteilen, wenn man etwas schematisch vorgeht. Die „Kritik der reinen Vernunft“ behandelt die Erkenntnis, die der Frage folgt: Was ist? Was sagen wir, wenn wir sagen, dass etwas ist? Die Erkenntnisdisziplin, der methodisch dieser Frage zugehört, ist die Naturwissenschaft, traditionell insbesondere die Physik. Die „Kritik der praktischen Vernunft“ behandelt die Frage: Was soll sein? Das was sein soll, ist etwas grundsätzlich anderes, als das, was ist. Das Sollen hat einen prinzipiell anderen Charakter als das Sein. Was sagen wir, wenn wir sagen, etwas soll sein? Während die erste Frage – nach dem Sein von etwas – einen bestimmten Realitätsbezug darstellt, man könnte sagen: nach dem Vorhandenen, Wirklichen, Gegenwärtigen, ist in der Frage nach dem, was sein soll, ein ganz anderer Realitätsbezug angesprochen, der nach dem Möglichen und dem Zukünftigen. Aber dieser ist dem Menschen ebenso eigen wie der erste Realitätsbezug. Während der erste Realitätsbezug der der Wissenschaft ist, ist der zweite der der Moral. Das was ist, ermitteln wir schließlich in Theorien, das was sein soll, ist unserer Praxis aufgegeben, weshalb Kant diesen Realitätsbezug seiner zweiten Kritik auch Praktische Vernunft nennt. Das was sein soll, kann nur durch unsere Aktivität Wirklichkeit werden. Hier drückt sich ein völlig anderes Realitätsverhältnis aus als in einem wissenschaftlichen Denken.

In der dritten Kritik, der „Kritik der Urteilskraft geht es, zumindest in dem ersten Teil um das Urteil: das ist schön. Was sagen wir, wenn wir dieses Urteil sprechen? Sicherlich etwas anderes als wir sagen, wenn wir feststellen, das ist oder ausdrücken, was sein soll und wir tun sollen. In dem ästhetischen Urteil stehen wir anders zur Realität bzw. drücken wir ein anderes Realitätsverhältnis aus als in dem moralischen oder wissenschaftlichen Urteil. Wissenschaft, Moral und Ästhetik sind damit als drei Grundformen unseres Verhältnisses zur

Wirklichkeit deklariert. Anders: Rationalität ist nicht nur als wissenschaftliche zu verstehen, sondern auch als ethische und ästhetische.

Erkenntnisse, die sich in Urteilen ausdrücken, bilden verschiedene Weltverhältnisse des Menschen ab. Sie zeigen, wie verschieden die Stellung des Menschen in der Realität ist. Diese Ausführungen sollten einer Auffassung vorbeugen, der zufolge Rationalität nur als wissenschaftliche aufgefasst wird. Die drei Kritiken zeigen drei fundamentale Seinsbereiche unserer Existenz auf. Anhand der Analyse der Erkenntnis gelingt es Kant, diese drei Bereiche abzusichern. Es gelingt ihm, sie als historische Errungenschaft der Reflexion des Menschen auf die eigenen Existenzbedingungen herauszustellen und damit zugleich als Maßstab für menschliches Handeln in Zukunft zu konsolidieren.

6. Mathematik

Aber diese drei sich in Form unterschiedlicher Rationalitäten ausdrückenden Weltverhältnisse sind nicht die einzigen, die für Kant von Bedeutung sind. Von besonderer Bedeutung sind für Kant die Mathematik und die Metaphysik, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Wenn von Erkenntnis die Rede ist, spielt die Mathematik eine primäre Rolle. Die Mathematik ist das Paradebeispiel für eine Disziplin der Erkenntnis, die ihren Ursprung im Denken selbst hat. Schon bei den Pythagoreern hatte die Mathematik diese Vorrangstellung. Zunächst konnte sie als reines Denksystem aufgefasst werden mit Regeln wie das Schachspiel. Aber bald wurde festgestellt, dass die Mathematik nicht ein ausgedachtes Regelwerk ist, das eben bloß zu Zahlenspielen oder zur Zahlenmystik dient, sondern dass es eine besondere Bedeutung für die Wirklichkeit besitzt. Im sogenannten Quadrivium wurden vier Anwendungsgebiete der Mathematik gefunden: die Geometrie, die Arithmetik, die Astronomie und die Musik. Die Mathematik war damit als kompatibel mit der raum-zeitlichen Wirklichkeit erfasst. Der Zauber, der die Mathematik umgab, kommt in der Akademie Platons zum Ausdruck. Ohne Mathematik war der Eintritt verwehrt. Im Timaios entwirft er eine mathematische Schöpfungstheorie. Die Mathematik dient auch Kant als Typus und als Maßstab einer reinen Rationalität. Mathematische Sätze sind allesamt in sich notwendig und allgemeingültig. Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit sind die Kennzeichen Kants für die objektive Realität. Kant ist in der Lage, mit seinem Ansatz der Erkenntnis die herausragende Rolle der Mathematik zu begründen. Raum und Zeit sind Anschauungsformen a priori, wie er zu Beginn der „Kritik der reinen Vernunft“ ausführt. Das heißt, sie liegen unserem Erkenntnisvermögen zugrunde. Während alle übrigen Sinne sich auf die

Eindrücke von Gegenständen unserer Umwelt bezögen, wären Raum und Zeit in uns liegende Phänomene, auf die sich unser Denken unmittelbar – d.h. ohne auf äußere Erfahrung angewiesen zu sein – beziehen könnte. Die Mathematik ist so zu synthetischen Urteilen a priori fähig, was Kant den physikalischen Urteilen abspricht. Sie brauchen äußere Erfahrung, um zu sich erweiternden Erkenntnissen zu gelangen. Noch einmal: Da Raum und Zeit für Kant Bedingungen unseres Erkenntnisvermögens sind, anders: selbst Formen der Manifestationen des Geistigen selbst sind, wenn auch auf der Stufe der Sinnlichkeit, kann das Denken ohne alle Unsicherheit der Erfahrung zu seinen Urteilen absoluter Geltung kommen.

7. Geltung

Damit ist ein Thema angesprochen, das zentral ist für Kants Erkenntnistheorie. Es geht Kant in erster Linie nicht um die Erklärung, wie Erkenntnisse möglich sind. Wichtiger ist für ihn die Frage, wie denn Erkenntnisse möglich sind, die den Status von Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit besitzen. Denn es ist nicht selbstverständlich, dass Erkenntnisse, die jeder von uns individuell besitzt mehr sind als individuell. Würde alle Erkenntnis nur individuell sein, gäbe es in der Konsequenz gar keine Erkenntnis. Jeder würde die Welt anders sehen. Aber der Satz des Pythagoras, die Naturgesetze, die in Technik umgesetzt eine Ordnung der Natur unter Beweis stellen, legen nahe, dass Erkenntnis nicht nur individuell sein kann. Es würde noch nicht einmal eine einheitliche Sprache möglich sein, wenn jeder die Welt anders erfahren würde. Deshalb wird es zum entscheidenden Thema für Kant – wie übrigens auch bereits für Platon – worin denn der Grund der Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit von Aussagen beruht. Kant stellt daher die Fragen nach der Möglichkeit von Mathematik und Naturwissenschaft, anders: worauf ihre Geltung, ihre Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit beruht. Nicht das Zustandekommen von Urteilen interessiert ihn daher in erster Linie, sondern die Frage, wie wir als Individuen zu Erkenntnissen kommen, die vollkommen übereinstimmen. Wie kommt Objektivität zustande, das ist seine Frage. Und tatsächlich ist dies auch die fundamentalste Frage, die zu stellen ist. Immer wieder wiederholt Kant, dass Erfahrung nur sagen könne, dass es bislang so und so gewesen sei, niemals aber, dass es so sein müsse. Mathematische und Naturgesetze sagen aber, dass es für jedermann zu jeder Zeit so ist. Das kann ein einzelner aus seiner Erfahrung nie schließen, es sei denn, er könnte sich in alle anderen verwandeln, was aber absurd ist. Worin liegen überindividuelle Erkenntnisse begründet? Dem will Kant auf die Spur kommen, so wie vor ihm Platon, Leibniz und andere.

Die Frage nach der Erkenntnis ist also die Frage nach der allgemeinen Geltung unserer Erkenntnisse. Erkenntnisse gäbe es nicht, wenn wir immer nur einzelnes erkennen würden. Dann gäbe es keine Erinnerung, sondern jedes Mal wäre jede Wahrnehmung absolut neu, es gäbe keine Gesetze, die etwas Allgemeines sind, denn wir stünden immer vor einer Welt, die uns in ihrer einmaligen Einzelheit gegeben wäre. Dass etwas über diesen Augenblick hinaus gültig wäre, könnten wir und würden wir nicht wissen.

Was aber ist das Allgemeine? Worin ist es begründet? Wenn alles individuell wäre, gäbe es keine Erkenntnis. Aber es gibt Erkenntnis. Also muss es auch das Allgemeine geben.

8. Raum, Zeit und der Begriff

Einen weiteren Aufschluss über diese Frage ergeben die Kapitel der „transzendentalen Ästhetik“ in der „Kritik der reinen Vernunft“, wo es um Raum und Zeit als Anschauungsformen a priori geht. A priori ist das, was vor aller Erfahrung unserem Erkenntnisvermögen zugrunde liegt – das zur Erinnerung. Es geht mir hierbei nur um einen Punkt, alle übrigen erörtere ich nicht, so auch nicht, warum Raum und Zeit Anschauungsformen a priori sind. Worauf es mir ankommt, ist Kants Begründung dafür, dass Raum und Zeit Anschauungsformen sind und keine Begriffe. Der Raum ist durch Ausdehnung gekennzeichnet. Die Zeit auch; der Raum durch die Ausdehnung des Nebeneinanders, die Zeit durch die Ausdehnung des Nacheinanders. Ich werde das Weitere der Kürze halber nur am Raum explizieren. Den Raum stellen wir uns so vor, dass er eine unendliche Menge von verschiedenen und ausgedehnten Dingen in sich enthalte. Von einem Begriff können wir uns das nicht vorstellen. Der Begriff des Baums enthält nur Bäume, nicht verschiedene Dinge und darüber hinaus enthält er Dinge, also die Baume, deren Begriff er ist, nicht in sich. Der Begriff Baum hat keine räumliche Ausdehnung. Dennoch aber bezieht er sich auf die unendliche Zahl der Dinge, deren Begriff er ist; also auf unendlich viele Bäume: er fasst sie *unter sich*. In der Philosophie nennen wir diese Beziehung des einen Begriffs auf die Dinge, die er unter sich befasst, das Subsumtionsverhältnis. Und das ist nun der entscheidende Unterschied zwischen der Struktur des Raums und der des Begriffs. Der Begriff hat keine Ausdehnung, dennoch bezieht er sich als einzelner auf eine unendliche Menge von möglichen einzelnen Gegenständen. Als ein allgemeiner subsumiert er unendlich viele unter sich. Der Raum dagegen hat zu den einzelnen Dingen, auf die er sich bezieht, ein ganz anderes Verhältnis. Er ist nicht das Allgemeine, sondern das Ganze, das die Gegenstände, um die es geht, umgreift. In der begrifflichen Beziehung gibt es

keine Ausdehnung, die räumliche fußt darauf. Würde man paradoxerweise alle Bäume, auf die sich der Begriff der Bäume bezieht, räumlich zusammentragen, würde sich ein riesiger Haufen bilden, Haufen aber gibt es nicht im Begriff. Der Begriff hat keine Ausdehnung. Wollte man umgekehrt im Raum das machen, was der Begriff leistet, so würde der Raum sich selbst in Nichts auflösen, denn alle Gegenstände auf die er sich bezieht, müssten ausdehnungslos sein, was den Raum mitsamt all der Dinge, die in ihm sind, vernichtet. Im Raum kann nicht subsumiert werden. Das ist nur im Denken möglich.

Dasselbe ließe sich an der Zeit demonstrieren. Was ist der Gewinn dieser Erörterung? Sie macht deutlich, dass es etwas anderes gibt als Ausdehnung. Wir sind zumeist dem verhaftet, was wir sehen. Wir sind nach außen gerichtet und nehmen nicht wahr, dass wir die Welt nicht nur in Form der Ausdehnung erleben. Sondern dass unter der Hand, also ohne von uns bemerkt zu werden, ein ganz anderes Verhältnis zur Wirklichkeit besteht, nämlich das begriffliche, in dem wir die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte bringen. Wir nehmen das Allgemeine nicht wahr, das Allgemeine ist aber auch nicht wahrzunehmen. Wir nehmen immer nur einzelnes wahr oder vieles in einem Zusammenhang, niemals aber Allgemeines. Dies ist aber die absolute Voraussetzung unserer Erkenntnis. Ohne dass wir die einzelnen Gegenstände in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit unter Begriffe brächten, gäbe es keine Erkenntnis. Jeder Begriff ist das Verhältnis von einem Allgemeinem und einer Vielheit von Einzelnen. Das ist seine eigenartige Struktur, die dann später Hegel dialektisch entfalten wird.

Das ist es, was Kant in aller Klarheit herausgestellt hat: Das Allgemeine und das Notwendige sind nichts, was es in der Anschauung oder in der Erfahrung gibt. Das Allgemeine und das Notwendige sind Phänomene, die nur im Denken vorkommen können. Weil sie im Denken vorkommen, sind wir als denkende Wesen in der Lage, die Natur unter dieser Vorgabe zu sehen. Wir bemerken dabei nicht, dass wir unsere Sicht der Dinge mit dem, was wir in der Anschauung von der Natur wahrnehmen, unbewusst verbinden. Ohne es zu bemerken, übertragen wir die Struktur des Begriffs auf die Zusammenhänge unserer Umwelt. Aber Begriffe und Gesetze, also das Allgemeine sehen wir nicht. Erkenntnis ist also ein viel größeres Geheimnis als wir zunächst denken mögen.

9. Die Synthesen

Ich entwickle hier keine geschlossene Theorie der Erkenntnis, sondern spreche nur Aspekte derselben in aller Kürze an. Aber immerhin möchte ich vermitteln,

dass unser Wissen über die Erkenntnis viel weiter fortgeschritten ist, als allgemein bekannt ist.

Bei der „Zergliederung des Verstandesvermögens“ (KrV A 65 / B 90) – um es mit Kants eigenen Worten zu sagen – gewinnt der Begriff der Synthese eine zentrale Bedeutung. Die Denktätigkeit besteht vornehmlich aus Synthesen. Kant führt eine ganze Reihe von Synthesen an, die er mit komplizierten Namen belegt, wie die „Synthesis der Apprehension in der Anschauung“. Ich werde versuchen die Sache ohne diese komplizierten Begriffe zu umreißen und einige Beispiele für diese Synthese zu nennen.

Die *erste* Synthese besteht darin, dass der Verstand die vielfältigen und verschiedenen Sinneseindrücke, die wir in der Zeitfolge wahrnehmen, zu einem Zusammenhang der Anschauung bündelt. Wir müssen ja die Momentaufnahmen unseres Bewusstseins zusammenfügen können, um überhaupt eine Einheit unserer Anschauung zu gewährleisten.

Die *zweite* Synthese besteht darin, dass der Verstand zu den unseren Sinnen aktuell gegebenen Anschauungen jeweils die passenden Begriffe hinzufügen muss, um überhaupt Erkenntnis möglich zu machen. Im Verstand müssen Anschauungen und Begriffe zusammengefügt werden, damit Erkenntnis möglich ist. „Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ (KrV A 51 / B 75)

Eine weitere Synthese besteht in der Fähigkeit unseres Denkens, zur gegenwärtigen Wahrnehmung eines Gegenstandes die jeweils zugehörige und passende Vorstellung, die wir in der Vergangenheit gebildet haben, zu finden und hinzuzufügen. Wir nennen das Erinnerung. Die Gedächtnistätigkeit ist also eine Synthese, die ständig bei jeder aktuellen Erkenntnis geleistet werden muss. Erkenntnis ist eine ständige Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit. Würden wir immer mit unserer Erkenntnis nur in der Gegenwart sein, also keine Erinnerung besitzen, würde jede Wahrnehmung eine völlig neue sein. Wir würden ständig vor einer völlig unbekanntem Welt stehen. Das heißt: Es gäbe gar keine Erkenntnis. Erkenntnis hängt davon ab, dass wir einmal Wahrgenommenes und in seiner Eigenheit Verstandenes gespeichert haben und wieder im richtigen Moment hervorbringen können.

Ich spreche jetzt nur noch eine der Synthesen an, die aber in der Philosophie Kants die zentrale Bedeutung bekommt. Alle aufgeführten Synthesen, die von Anschauung und Begriff, die von gegenwärtig Wahrgenommenem und Erinnerung setzt das Ich voraus, in dessen Bewusstsein alle diese Aktivitäten in Beziehung gesetzt werden. Würde der Film des Bewusstseins reißen, dann

würde auch der Zusammenhang der Erkenntnisse erlöschen. Das Ich bildet für alle Denkprozesse die einheitliche Grundlage. „Das: Ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können;“ (KrV B 132) heißt es bei Kant. Wenn dies aber der Fall ist, so bedeutet das mehr, als dass das Ich in sich die Einheit eines Bewusstseins bildet, also zu einer durchgängigen Identität gelangt. Indem es die in seiner Biographie aufgenommenen Informationen zusammenfügt, die sein Ich bilden, entsteht das Konzentrat, das wir Welt nennen. Würde die Welt nur im räumlichen Nebeneinander und im zeitlichen Nacheinander ausgebreitet sein; würde es nicht die Verdichtung durch das Denken geben, die im Bewusstsein alles, was nacheinander ist, und alles, was im Nebeneinander unendlich ausgebreitet ist, zusammenfasst, wäre Erkenntnis unmöglich. Erkenntnis ist eine Synthese von einer unfassbaren Kraft. Im Hintergrund einer jeden Denkoperation, eines jeden Gedankens fügen wir diesen Gedanken in den Sinnzusammenhang dieser von uns wahrgenommenen und verstandenen Welt ein. Es gäbe keine Erkenntnis, wenn sie nicht eine Erkenntnis im Zusammenhang der Welterkenntnis wäre. Eine Erkenntnis allein wäre keine Erkenntnis. Ich und Welt gehören so zusammen. In der Kommunikation untereinander bestätigen wir dann diese Fähigkeit der Weltwahrnehmung durch die Identität des Ich.

10. Metaphysik und Freiheit

Kant beginnt seine „Kritik der reinen Vernunft“ mit dem Satz

„Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann; denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.“ (KrV A VII)

Als metaphysische Fragen führt Kant die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz Gottes, die Unendlichkeit von Raum und Zeit und die Freiheit an. Für die ersten drei hat Kant eine konsequente Antwort parat: Um die objektive Realität von irgend einem Phänomen zu beweisen, bedarf es der Anschauung in Raum und Zeit, bedarf es der Erfahrung. Schlussfolgerungen, die der Verstand aus sich selbst heraus vollführt, bleiben bloße Gedankendinge. Das heißt im Rahmen der Naturwissenschaft, denn das ist der Bereich der Wahrnehmung in Raum und Zeit, kann weder die Unsterblichkeit der Seele noch die Existenz Gottes bewiesen werden. Kant negiert alle vor ihm vorgenommenen Gottesbeweise. Hier ist Kant Aufklärer als Negierer. Aber damit ist seine Philosophie nicht zu Ende. So wie er den Zuständigkeitsbereich der Naturwissenschaft gegen etwaige Attacken der Metaphysik sichert, so schränkt er andererseits die

Naturwissenschaft auf den Bereich der Erfahrung ein. Das Denken geht aber darüber hinaus. Gegenüber dem Verstand hat es die Vernunft – der andere Teil des Erkenntnisvermögens – mit Ideen zu tun. Gott, die Unsterblichkeit der Seele, aber auch die Freiheit und die Gerechtigkeit sind Ideen. Die Freiheit ist sogar eine Idee, die als Grundprinzip einer ganz anderen Erkenntnis zugrunde liegt, als es die Naturwissenschaften sind. Während die Naturwissenschaften nur sagen können, was ist und deshalb in Theorien, in theoretischer Vernunft enden, sagt die praktische Vernunft, was sein soll, anders: was durch die historische Tätigkeit der Menschen hervorgebracht werden soll. Das Sollen ist ein in den Menschen eingepflanzter Anspruch, der in ihnen gewissermaßen als Motivation, als innere Triebkraft, Realität besitzt. Sempel ausgedrückt: die Vernunft will eine vernünftige Welt. Damit ist der Kern der ganzen Kantischen Philosophie angesprochen. Erkenntnis erschöpft sich nicht in der passiven Abschilderung des Gegebenen in Raum und Zeit. Richtig verstanden ist bereits die Fähigkeit zur Erkenntnis in Raum und Zeit ein Akt der freien menschlichen Tätigkeit. Denn es ist ja – wie es die kopernikanische Wendung sagt – eine Aktivität der Menschen, nicht ein passives Hinnehmen, wodurch Erkenntnis möglich wird. Aber darüber hinaus hat die Erkenntnis die Fähigkeit zur Spontaneität in hohem Maße. Dies zeigt sich einerseits in der Entwicklung der Technik, die heute bereits bedrohliche Ausmaße angenommen hat. Aber es zeigt sich primär in der Fähigkeit zur Hervorbringung einer moralischen Welt, also einer Ordnung nach Ideen wie der Gerechtigkeit und des friedvollen Miteinanderseins – auch wenn dies einer viel längeren Zeitspanne als die einer Biographie bedarf. Unleugbar ist neben der Naturordnung in der menschlichen Geschichte eine Kulturordnung entstanden mit juristischen Gesetzen, mit religiös fundierten Sitten, mit ästhetischer Sensibilität, mit philosophischer Selbstdeutung. Dies alles hat seinen Grund in der Erkenntnisfähigkeit des Menschen. Die Erkenntnis geht immer über das, was ist, hinaus, sei es durch Entdeckungen und Erfindungen, sei es durch Neugestaltung der Gesellschaft oder Selbstdeutungen, in denen weitreichende Perspektiven liegen. Fragen, die wir stellen, aber nicht beantworten können, bilden so einen maßgeblichen Teil unserer Realität. Die Erkenntnis auf die Erkenntnis dessen, was ist, reduzieren zu wollen, läuft darauf hinaus, den Menschen geistig zu amputieren und muss letztendlich scheitern. Die Kreativität, die in der Erkenntnis liegt, gilt es zu bejahen, wenn wir uns selbst bejahen wollen.